

rowohlt
digitalbuch



NADJA KLINGER

Über die Alpen

Eine Reise

rowohlt
BERLIN



NADJA KLINGER

Über die Alpen

Eine Reise

re.wohlt
BERLIN

Nadja Klinger

Über die Alpen

Eine Reise

 rowohlt

digitalbuch

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Zitat

Vorm Losgehen

Erster Tag: Von Berlin nach Lindau am Bodensee

Zweiter Tag: Von Lindau nach Eugst

Dritter Tag: Von Eugst nach Appenzell

Vierter Tag: Von Appenzell auf die Ebenalp

Fünfter Tag: Auf der Ebenalp

Sechster Tag: Von der Ebenalp nach Wildhaus

Siebter Tag: Von Wildhaus nach Amden

Achter Tag: Von Amden auf die Tannenbodenalp

Neunter Tag: Von der Tannenbodenalp zum Ober Murgsee

Zehnter Tag: Vom Ober Murgsee nach Elm

Elfter Tag: Von Elm nach Ilanz

Zwölfter Tag: In die Ruinaulta

Dreizehnter Tag: Von Ilanz auf den Glaspas

Vierzehnter Tag: Vom Glaspas nach Thusis

Fünfzehnter Tag: Von Thusis nach Donat

Sechzehnter Tag: Von Donat in die Rofflaschlucht

Siebzehnter Tag: Von der Rofflaschlucht nach Cröt

Achtzehnter Tag: Von Cröt nach Juf

Neunzehnter Tag: Von Juf nach Soglio

Zwanzigster Tag: Von Soglio nach Chiavenna

**Einundzwanzigster Tag: Von Chiavenna zum Lago di
Como**

Quellen



Für Markus Grieshaber,
den Drogisten von Wildhaus,
und natürlich für Heidi.

«Ach ja! Ich bin schon öfters einer begegnet. Und dös muß ich sagen, die haben mir allweil gefallen. Ich bin net gut auf d' Weiberleut z'reden. Aber wann ich merk, daß eine ihr Freud an der lieben Natur und an die Berg hat, da lupf ich mein Hützl net ungern. A bißl Gerechtigkeit muß der Mensch auch bei den Weiberleut gelten lassen.»

Förster Kluibenschädl in Ludwig Ganghofer:

«Das Schweigen im Walde» (1899)

Vorm Losgehen

Wenn ich erzählte, dass ich im Sommer 2009 vom Bodensee zum Lago di Como, von Deutschland über die Alpen nach Italien gehen will, stellte man mir stets die gleiche Frage: Wie viele Kilometer, wie viele Höhenmeter? Ich wusste es nicht. Bis heute, da ich von der Reise zurück bin, weiß ich es nicht.

Ich will es auch nicht wissen.

Maßeinheiten sind der Versuch, sich eine Vorstellung zu machen. Das Gebirge zu fassen zu kriegen, und zwar auf gewohnte Weise. Maßeinheiten machen das Gebirge kleiner.

Ich habe Kraft gebraucht, um durch die Alpen zu gehen, Ausdauer und Wagemut. Der größte Aufwand jedoch bestand darin, mich auf die Alpen einzulassen. Zu fragen und nach Antworten zu suchen. Zu sehen.

Dennoch stecken in der Geschichte meiner Reise viele Zahlen. Der Mensch hat Jahrtausende gebraucht, um ins Gebirge vorzudringen. Er hat die Höhe der Berge gemessen und die Länge der Gletscher. Der Mensch hat in den Alpen Krieg geführt und unzählige Opfer verschuldet. Heute zählt er die Passagiere der Skilifte, die Übernachtungen in Hotels und Herbergen, sorgt für ein

gewisses Verkehrsaufkommen und misst die Verschmutzung der Luft. Das Gebirge hat all die Zahlen nicht hervorgebracht. Es hat die Menschen nicht eingeladen, sich am Berg niederzulassen, und es hat ihnen das Leben dort nicht leicht gemacht. Das Gebirge ist einfach nur da.

Wenn ich mir etwas für die Alpen wünschen könnte, dann wäre es dies: dass der Mensch sie als die mächtige, natürliche Grenze begreift, die mitten in Europa steht und den Kontinent in Nord und Süd teilt. Dass er sich dieser Grenze respektvoll nähert. Dass er innehält und nach angemessenen Wegen sucht, ehe er sich daranmacht, sie zu überschreiten.

Erster Tag: Von Berlin nach Lindau am Bodensee

Samstag, den 15. August

Die Stadt sagt nichts. Sie döst im schmeichelnd fahlen Morgenlicht und atmet eine dieser würzigen Sommernächte aus, die Berlin so attraktiv machen. Sie hat Tauben zum Gurren einbestellt. Die Vögel sind schmutzig, grob und grau, aber sie sind mein Zuhause. Soll ich's mir anders überlegen?

Seit Monaten rüste ich zum Aufbruch. Ich habe mir vorgestellt, wie es ist, die Alpen zu überschreiten, und versucht, die Vorstellung nicht wieder zu verlieren, während ich mich mit der Route beschäftige. Ich habe mir eine Ausrüstung angeschafft, habe «korrosionsbeständige» und «ermüdungsresistente» Aluminiumwanderstöcke mit «integriertem Dämpfungssystem», mit «Neopren gefütterten Systemschlaufen» und «Vari-Flexspitze» gekauft. Mit einer Liste an Wichtigkeiten in der Tasche bin ich an den mit Farben und Stimmen gefüllten Straßencafés vorbeigegangen. Ich konnte mir problemlos vorstellen, in der Stadt zu bleiben. Gestern Abend habe ich Helm, Seil und Biwaksack in meinem Rucksack verstaut. Draußen

ging ein Gewitter los. Die Straßenbäume warfen eine große Ladung Laub ab. Plötzlich war Herbst. Und mein Gepäck viel zu schwer.

Ich bin jetzt die Besitzerin einer schwarzen Daunenweste, die das Talent hat, sich im Rucksack ganz klein zu machen, am Körper jedoch riesigen Komfort zu entfalten. Bald werde ich sie nur noch «mein Wohnzimmer» nennen. Ich besitze einen Hüttenschlafsack, der in meine Hosentasche passt. Ich besitze hauchdünnes Papier, das sich in Seife verwandelt, wenn ich draufspucke. Sollte ich mich verlaufen, kann ich in meinem reißfesten roten Biwaksack übernachten, den ich so weit zuziehe, dass nur noch mein Gesicht rausguckt. Ich werde auf dem Rücken liegen, in den Himmel schauen, und wenn der Scheinwerfer des Hubschraubers mich berührt, werden auf meinem Kokon vier Buchstaben aufleuchten: HELP. Meine Retter brauchen nicht einmal zu landen. Sie müssen bloß den Biwaksack, in dem ich liege, an einem Seil befestigen, um mich zu bergen.

Lieber nicht.

Wenn die Wasserflaschen gefüllt sind, dürfte der Rucksack zwölf Kilo wiegen. Die Haustür kracht hinter mir zu. Der erste Schritt fühlt sich anders an als der zweite, der dritte, der vierte ... Es geht los.

Aus der Ferne betrachtet, bestehen die Alpen aus unzähligen Höhenlinien in Braun, Schwarz und Blau, die auf den Schweizer Wanderkarten Erdboden, Geröll und Gletscher anzeigen. Die Linien krümmen sich, sind mit Zahlen versehen, halten mal mehr und mal weniger Abstand. Sie teilen einem mit, ob man einen Hang hinauf oder steil bergab muss. Die Alpen bestehen aus Felsblöcken, Moränen und Einschnitten. Es gibt Höhlen, Schlipfe und Dolinen. Es liegt einiges im Weg, und es gilt vieles zu beachten. Einschnitte spalten den Gesteinskörper mitunter sehr tief. Höhlen bieten nicht zwangsläufig Schutz. Wo ein Schlipf ist, bewegt sich die Erde. Möglicherweise. Bei Regen. Wie stark muss es regnen? Manchmal rutscht ein ganzes Dorf ab. Das Gebirge bürgt für nichts. Es bietet Erfahrungen, aber kein sicheres Geleit.

Unter den Alpweiden im Oberen Toggenburg verbergen sich unzählige Dolinen. Große Löcher im Erdboden münden in trichterförmige Röhren von mehreren Metern Durchmesser, die bis zu einem halben Kilometer tief in die Erde reichen. Wenn die Bauern das Weideland von Geröll befreien, werfen sie die Steine in die Dolinen und lauschen, wie sie im Fall gegen die Bergwände schlagen. Sie hören es donnern.

Einmal passieren Heidi und ich bei Nebelwetter den Toggenburger Höhenweg. Wir gehen langsam, weichen den Dolinen aus und bleiben dicht beisammen. Aus der Ferne

betrachtet, handelt es sich bei den sogenannten Donnerlöchern eben bloß um Löcher.

Warm ist es an diesem Tag, rasch geht unser Wasservorrat zur Neige, und plötzlich haben wir keinen einzigen Tropfen mehr. Die Alpen bestehen auch aus Quellen, Bächen und Flüssen. Nicht aber dort, wo Regen und Schmelzwasser über Dolinen ins Erdinnere entschwinden. Vor einiger Zeit hat man verschiedene fluoreszierende Farbstoffe in die unterirdischen Höhlengewässer im Oberen Toggenburg gekippt. Dann hat man wochen- und monatelang in den Quellen der näheren und weiteren Umgebung nach dem leuchtend bunten Wasser gesucht. Man fand es, alle Farben vermischt in einer einzigen Quelle, südlich der angrenzenden Gebirgskette. Aus der Ferne betrachtet, sind die Alpen nicht mehr als das, wozu unser Vorstellungsvermögen ausreicht.

Der ICE bremst, rollt ein Stück, bremst wieder, hält. Der Zugführer meldet einen Schaden am hinteren Triebkopf. Einer der Reisenden im Großraumwagen erhebt die Stimme. Er spricht die Worte «hinterer Triebkopf» in einem Atemzug mit dem Wort Eschede aus. In Eschede hat sich vor Jahren ein verheerendes Zugunglück ereignet. Ein

anderer Mann meint, der Triebkopf sei nicht schuld gewesen. Ein Dritter erzählt von einem ICE, der kürzlich arglos durch die Bundesrepublik gerast ist. Nahe der Stadt Offenbach signalisierten ihm die entgegenkommenden Züge, dass sein hinterer Triebkopf lichterloh brennt. Ein vierter Mann mischt sich ein. Er ist sich sicher, dass wir nichts zu befürchten haben. Unterdessen lese ich in einer Zeitschrift, dass Männer im Dunkeln besser hämmern. Frauen wiederum treffen bei Licht die Nagelköpfe mit größerer Zielsicherheit als Männer. Allerdings sei schlechte Beleuchtung heutzutage die realistische Heimwerkerbedingung.

Nach einer Stunde Bremsen, Rollen, Bremsen stehen alle ICE-Reisenden auf dem Bahnhof von Ulm. Ulm hat alle Anschlusszüge fahren lassen. Ulm hat sich auch entschieden, keine Bänke für Wartende aufzustellen. Nur Heidi und ich sind auf unerwartete Zwischenfälle eingerichtet. Wir fläzen uns auf den schmuddeligen Bahnsteig und trinken lauwarmen Prosecco aus der Dose.

Heidi ist bei mir, weil ich Ehrfurcht habe. Weil ich ins Unbekannte will. Weil vier Augen mehr sehen als zwei. Weil Alleinsein gefährlich werden kann. Sie heißt nicht wirklich so. Ihr echter Vorname hat Grazie. Aber in der spröden Natur oberhalb der Vegetationsgrenze hat er nichts verloren. Wenn ich den Namen rufe, zerzt der Wind dran, reißt ihn in Stücke und schleudert ihn an eine Felswand.

Heidi hingegen ist eine robuste Buchstabenkonstruktion. Einmal ruhen wir beim Alpenüberqueren auf einem sonnigen Kamm aus. Das üble Wetter staut sich in den Schluchten unter uns, gerade haben wir uns über eine graue Wolkendecke gekämpft. «Das ist alles sehr beeindruckend», sagt Heidi, «aber es kann nicht mein Herz erweichen.» Tage später sucht sie nach einem stundenlangen, steilen Aufstieg über schlechtmarkierte Hänge zwischen riesigen Kuhfladen auf einer hohen Alp einen Platz zum Frühstück. Sie findet einen Stein, setzt sich drauf, isst aber nicht, sondern heult plötzlich los. «Es ist ... so ... schön», schluchzt sie. Heidi ist stabil, aber auch dünnhäutig. Ein Name wie ein Berg.

Lindau hat ebenfalls einen passenden Namen. Er bedeutet «Insel, auf der Lindenbäume wachsen». Die historische Altstadt steht nicht auf dem Festland, sondern auf einer Insel im Bodensee. Kursschiffe brechen von hier ins österreichische Bregenz und nach Rorschach in die Schweiz auf. Eine prächtige Mauer aus Südtiroler Sandstein umschließt das Lindauer Hafenbecken. Die Schiffe werden durch eine enge Ausfahrt zwischen zwei steinernen Sockeln manövriert. Auf einem steht der einzige Leuchtturm von ganz Bayern, ein Seezeichen, das sein Signal in die Berge sendet. Auch der sechs Meter hohe steinerne Löwe, der auf dem anderen Sockel thront, dreht seiner Stadt den Rücken zu und blickt, auf seine riesigen

Vorderpranken gestützt, hinüber ans andere Seeufer, den Nordrand der Alpen.

In der kleinen Lindauer Bahnhofshalle hängt das Gebirge in einer Vitrine. Orte, die auf unserer Wanderkarte dicht beisammen liegen, sind auf der Reliefkarte durch riesige Erhebungen voneinander getrennt. Manchmal weiß man über etwas Bescheid, aber wenn man es tatsächlich so vorfindet, erschrickt man doch.

Ein- bis zweihundert Millionen Jahre ist es her, da trieben auf der Erdkugel die Afrikanische und die Europäische Platte auseinander. Ein riesiges Meer entstand. Auf dem Boden lagerten sich Sedimente ab. Zweihundert Millionen Jahre später driftete die Afrikanische Platte wieder nach Norden zurück. Das Meer wurde gestaut und die gewaltigen Sedimentschichten zu einer Gesteinskette zusammengeschoben. Immer weiter driftete die Afrikanische Platte, bis sie sich mit der Europäischen verkeilte. Unter dem gewaltigen Druck und der großen Hitze, die dabei entstanden, wurde das Gestein verfestigt und zusammengefaltet. Es bildet den heutigen Alpenhauptkamm. Und immer noch drückt die Afrikanische Platte, schiebt Sedimentdecken übereinander und formt die Alpen zu einem Hochgebirge, das wie Plissee auf dem Europäischen Kontinent liegt. Um es von Nord nach Süd zu überqueren, muss man in andauerndem Auf und Ab die Falten überwinden.

Im Juni 1858 kam der bayrische König Maximilian II. mit einem Tross aus Kammerdienern und 42 Pferden in Lindau an. Die Stadt begrüßte ihn mit einem Spalier von Fackelträgern, das sich vom Bahnhof über die Hafenummauer bis zum Leuchtturm und zum Löwen hinzog. Der 57-jährige Monarch mit dem gewirbelten Oberlippenbart, unter dessen hoher Stirn sich häufig nervöser Kopfschmerz breitmachte, war viel in seinem Land unterwegs. Dieses Mal brach er zu einer Tour von Lindau nach Berchtesgaden auf, am nördlichen Alpenrand entlang, vorbei an wackeren Menschen, die ein Leben in den Bergen zu meistern hatten. Er war Politiker. Das Wohlergehen seines Volkes, Brauchtum und Tradition lagen ihm am Herzen, denn dieses Herz schlug für einen großen Plan: Er wollte die Selbständigkeit Bayerns im Deutschen Bund durchsetzen. Genau wie Politiker heute zog auch Maximilian nicht allein los. In seinem Gefolge hatte er starke Generäle, die beim Aufstieg die Führung übernehmen sollten, Gelehrte standen für kluge Gespräche zur Verfügung. Der Dichter Friedrich von Bodenstedt dokumentierte die Reise für die Öffentlichkeit.

Maximilian war aber auch ein Wandersmann. Niemand in der königlichen Reisegruppe vermochte es, die merkwürdige Gangart nachzuahmen, in der er Alpenwege passierte, ohne sich mit Matsch vollzuspritzen. Auch bei sintflutartigen Regenfällen hielt er sich an den Marschplan.

In den Nächten schlief er tief und fest, selbst wenn ein Sturm das Gasthaus schüttelte. Bei Schönwetter brach der König sehr früh auf und stieg auf einen Berg. Wie heute bei Sommertouren von Kanzlerkandidaten wartete auch damals das Volk schon am Hang und schwenkte die Hüte. An den Dorfstraßen, über die der König zog, trällerten Lehrer mit ihren Schulklassen Lieder. Mitten auf dem Weg wurden Blumenbeete angelegt, sodass der Tross die Pferde umlenken musste. Wein wurde spendiert und Hutzelbrot. Was der König selbst nicht aß, hat man eingepackt und mit herzlichen Grüßen der Königin mitgegeben. Eines Abends formierten sich an einem Berg im Oberallgäu die Untertanen zu einem riesigen M. Jeder zündete eine Fackel an, dann lief der leuchtende Buchstabe auf Maximilian II. zu.

«Ich habe schon manche schöne Reise in ferne Länder gemacht, deren Eindrücke überraschender und gewaltiger auf mich gewirkt haben, aber keine, die mir so andauernd innige Befriedigung gewährt hätte wie diese durch meine heimischen Berge und Wälder, die mir samt ihren Bewohnern größtenteils von früh auf schon so gut bekannt waren, dass ich kaum etwas Neues sehen konnte», diktierte der König dem mitreisenden Dichter, «und doch ist mir diesmal alles in ganz neuem Reiz erschienen, wie ein liebes Buch, in dem man schon oft geblättert und das man nun zum ersten Mal Zeit gefunden, im Zusammenhang

zu lesen und in traulicher Gesellschaft seine Gedanken darüber auszutauschen.»

Zweiter Tag: Von Lindau nach Eugst

Sonntag, den 16. August

In der hageren, grauhaarigen Dame in Wanderhose, die am frühen Sonntag als Einzige schon im Speisezimmer des Hotels sitzt, als wir es betreten, steckt ein wenig von dem tapfer tourenden Bayernkönig. Sie hebt die Kaffeetasse, als wäre Champagner drin, und jodelt uns einen Morgengruß entgegen: «Ich schlafe überall besser als zu Hause!»

Ich habe geträumt. Ich war auf einer Insel und kam nicht weg. Man wollte mir kein Schiffsticket verkaufen. Ich habe geschimpft und gefleht, aber niemand konnte mich hören. Es konnte mich auch niemand sehen. Die ganze Nacht habe ich mich verausgabt, um zu beweisen, dass ich existiere. Auch Heidi hat kaum geschlafen, weil vor ihrem Fenster im Parterre die Lindauer Inseljugend zugange war. Für heute sind 35 Grad angesagt. «Na ja, Sie beide sind ja gut beisammen», sagt die Wandersfrau.

Wegen meiner schlechten Erfahrungen in der letzten Nacht übernimmt es Heidi, im Hafen die Schiffstickets zu kaufen. Wir setzen uns ins Heck. Von der «Staten Island Ferry» kennt man es so: Die besten Plätze sind hinten, und

die Passagiere fahren rückwärts durch die New Yorker Bucht, um lange genug auf die Insel Manhattan zu schauen. Auf unserem Kursschiff jedoch blicken alle in Fahrtrichtung. Der Bodensee schlägt Wellen, und die Wellen da ganz hinten, die sich nicht bewegen, das sind die Alpen. Die Insel Lindau, der Abmarsch- und Abfahrtort mit dem prächtigen Hafentor, ist schon vergessen. Nach einer guten Stunde Fahrt hockt Rorschach am Südufer. Kanton St. Gallen, vierhundert Meter über dem Meeresspiegel, der Hafen eine einzige Kaimauer, schmucklose Schiffsanlegestellen. Wer die Stadt nicht sofort wieder über das Wasser verlässt, muss ins Gebirgsvorland, bergauf.

[Bild vergrößern]



Im Sommer 1884 kam Emil Jannings in Rorschach zur Welt. Er wurde Schauspieler und eroberte die Berliner Bühnen. Das Königliche Schauspielhaus feierte ihn, er gehörte zum Ensemble von Max Reinhardt am Deutschen Theater, drehte Stumm- und Tonfilme für die UFA. Den Urlaub

verbrachte er im Salzkammergut am Alpennordrand, in St. Wolfgang. Er drehte bereits in Hollywood, als er in seinem Urlaubsstammlokal einen kleinen Gag machte, aus dem eine große Geschichte wurde. Sie nimmt ein glückliches Ende, anders als Jannings' eigene Geschichte.

Das «Weiße Rössl» in St. Wolfgang, wo er sich Ende der zwanziger Jahre mit einem Berliner Revueproduzenten zum Essen traf, war Schauplatz in einem banalen Lustspiel, das seit der Jahrhundertwende aufgeführt wurde. Es handelte von den Urlaubsabenteuern eines Berliners in den Bergen. Jannings, der bald schon, 1929, im Hollywood Roosevelt Hotel den allerersten Oscar der Filmgeschichte verliehen bekommen würde, hatte in dem Stück einst eine kleine Rolle.

«Jrünen Aal mit Jurke!», brüllte er jetzt am Wolfgangsee durchs ganze Lokal.

«Führn wir nich!», rief der Kellner zurück.

Der bullige Schauspieler zeterte und polterte, betreten starrte sein Gast zur Tischplatte. Jannings schmolte. Lautstark verkündete er: «Wär' ma doch lieber nach Ahlbeck jefahrn!»

Das war peinlich, aber es war nur der Bühnendialog. Der Revueproduzent nahm ihn mit nach Hause.

Im November 1930 wurde im Großen Schauspielhaus am Berliner Gendarmenmarkt sein Singspiel uraufgeführt. Es spielt am Wolfgangsee im Talkessel unter Alpengipfeln

aus Pappmaschee. Ein Wasserfall rauscht, Ziegen meckern, Sennen, Hirten, Jäger und Schützenmädels tragen Trachten, Rechtsanwälte und Fabrikanten reisen von weit her zum Urlaub an, und eines Tages taucht sogar Kaiser Franz Joseph I. auf. Es geht um Liebe und darum, ob Träume wahr werden. Es geht um Sigismund, den die Damen begehren, obwohl er doch gar nichts dafür kann, dass er so schön ist. Nur Bertolt Brechts «Dreigroschenoper» wurde im deutschen Sprachraum häufiger aufgeführt als das Singspiel «Im weißen Rössl». Es lief auch in London, Paris, Rom und am Broadway und wurde mehrmals verfilmt.

Der Wolfgangsee und Emil Jannings' Stammlokal müssen seither die Vorstellung ausbaden, dass an einem Ort mit großartiger Naturkulisse das Glück quasi vor der Tür steht. Das Glück ist so tröstlich wie trügerisch. In den dreißiger Jahren waren den Nationalsozialisten die Alpen deutsche Heimatkulisse, Hitler regierte demonstrativ auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden, und die Aufführung des «Rössl» wurde verboten, weil auch jüdische Autoren beteiligt waren. Es gibt ein Foto aus dem Jahre 1938, da spaziert der NS-Propagandaminister durch St. Wolfgang. Die Menschen schauen aus den Fenstern, sie winken, Hitlergrußarme ragen ins Bild, und dicht an Joseph Goebbels' Seite schreitet sichtlich genussvoll Emil Jannings im Jankerl. Weil er in Propagandafilmen der Nazis

mitgewirkt hatte, verboten ihm die Alliierten nach Kriegsende, je wieder in Deutschland aufzutreten. Er soll ein trauriger Mann gewesen sein, bevor man ihn 1950 am Wolfgangsee zu Grabe trug.

Hinter Rorschach zeigt der gelbe Wegweiser auf eine Wiese. Der Weg versinkt im kniehohen Gras. Heidi war mal Pfadfinderin, im Ruhrgebiet. Sie sucht. Der Weg taucht nie wieder auf.

Wir finden andere Wege und diskutieren darüber, ob es die richtigen sind. Wir haben keine Karte - heute noch nicht. Weil das hier nur Voralpenland ist, weil wir Gewicht sparen wollten, weil, weil, weil. Im Wald liegen gefällte Bäume. Die Kabine eines Forstarbeitergefährts ist mit roten Sofatrotteln behängt, hinter der Frontscheibe stehen ein Plastiktannenbaum mit Weihnachtskugeln und ein Namensschild: *Böckli*. Heidi stülpt sich einen lustigen grünen Hut über den Kopf, ich beschäftige mich im Gehen mit meinem Rucksack, lockere die Riemen, verlagere die Last von den Schultern auf den Rücken und von dort auf die Hüften. Heidi setzt den Hut wieder ab. Dann setzt sie ihn wieder auf. Es ist unvorstellbar heiß. Zwei gelbe Wegweiser nennen den gleichen Zielort, zeigen aber in unterschiedliche Richtungen. Wir diskutieren heute öfter.

Bei Heidi wird allmählich eine Tendenz erkennbar: Sie entscheidet sich immer für den Weg, der nicht bergauf geht.

Hinter Heiden, einem Dorf im Kanton Appenzell Ausserrhoden, das vierhundert Meter über dem Bodensee liegt, blicken wir zurück: Die Luft flimmert, in der Ferne glitzert das Wasser. Von dort her kommen wir zu Fuß! Wir jubeln, bis wieder ein Schild am Wegesrand steht. Es zeigt zurück. *Rorschach 2:15 h.* Wir sind schon über drei Stunden unterwegs.

Ein Mann und eine Frau, die mit Teleskopwanderstöcken auf Sonntagstour sind, führen uns bis nach Nasen. «Nassen» nennt der Mann die kleine Ansiedlung von Häusern und Kühen, obwohl gar kein Doppel-s in dem Wort ist. Eine Stunde später lernen wir, dass wir Eugst, unseren Zielort, «Eugscht» aussprechen müssen, damit die zwei Frauen, deren Hintern aus den Rabatten eines Vorgartens ragen, überhaupt aufschauen. Sie werden sich nicht einig, hinter welchem der grünen Hügel, die vor uns liegen, das «Landgasthaus Hörnli» steht, das scheinbar «Hörndli» genannt werden muss. Mit ausgestreckten Armen schlagen die Frauen Schneisen in die Luft. Sie reden in einer Sprache, die aus vielen Wörtern wie «öchst», «uffe», «egli», «udli», «igschtli» besteht. Wir verstehen sie nicht. Sie probieren einen hochdeutschen Satz: «Immer grad drauf zu.»

Immer grad drauf zu geht unsere Route durch das Appenzeller Land. Sie führt durch sumpfiges Gelände und über eingezäunte Viehweiden. Einmal ist tatsächlich eine Spur zu erkennen – erst führt sie direkt in einen Bach, dann finden wir sie wieder nicht mehr. Am Nachmittag laufen wir mitten durch den Garten eines einzeln stehenden Hauses. Leute mit Kaffeetassen kommen auf uns zugelaufen. Wir sollen nur immer drauf zugehen, sagen sie.

Abenteuer ist das Ergebnis schlechter Planung.

Natursportartikelvertreiber, Leute aus der Werbebranche, Referenten von Diavorträgen, Projektmanager behaupten unermüdlich, das hätte der norwegische Polarforscher Roald Amundsen gesagt. Er war 1911 als erster Mensch am Südpol. Wer etwas Besonderes geleistet hat, darf der Nachwelt einen Spruch hinterlassen. Ich sage: Denke niemals, dass du gleich am Ziel bist!

Es kann nicht mehr weit sein bis Eugst, eine Steigung noch, da stehen Kühe auf dem Weg. Sie glotzen. Dann löst sich eine aus der Herde und rennt auf uns zu. Wir türmen durch wadentiefen Mist, krauchen mit den Rucksäcken unter einem Elektrozaun hindurch und krabbeln auf allen vieren einen Hang hinauf, bis wir eine Straße erreichen. Sie steigt in Serpentinaen an. Ein Cabrio kommt angefahren, bremst und umkurvt uns weiträumig. Unsere Schritte schmatzen auf dem Asphalt, wir hinterlassen matschige Spuren.

«Hat einer Erfahrung mit Mutterkühen und Wanderern?», fragt in einem Schweizer Internetforum ein Hirte, der im Sommer Kühe hüten will. Man empfiehlt ihm, die Tiere vor Touristen zu schützen. Vor Handyklingeln, Blitzlichtfotoapparaten, plärrenden Kindern. Es gibt eine Vielzahl entsprechender Warnschilder auf dem Markt. Man rät dem Mann, sich zusätzlich zwei Zeitungsartikel zu kopieren. Die Überschriften: *Wieder tödlicher Unfall mit Mutterkühen* und *Ich bangte um mein Leben*.

Viele Bauern in den Alpen halten ihr Milchvieh nicht mehr traditionell im Stall. Mutterkühe und Kälber werden im Sommer mit dem Hirten auf die Alp geschickt, denn Fleisch-, Milch- und Käsekonsumenten legen Wert auf artgerechte Tierhaltung. Auf ihren Ausflügen in die Berge erleben die Konsumenten dann, dass artgerechte Haltung Wesen hervorbringt, die sich ebenso artgerecht verhalten. Auf den Weiden stehen keine harmlosen, gemütlich wiederkäuenden Tiere, sondern scheue Rinder, die sich zuweilen wild gebärden. Einst haben sie viel Zeit mit dem Menschen im Stall verbracht. Sie wurden angesprochen und angefasst, versorgt, getrieben, gemolken. Auf der Alp brauchen sie den Menschen nicht. Er dringt in ihr Leben ein. Sie greifen ihn an, um ihre Kälber zu verteidigen.

Eines Sommers vor ein paar Jahren wurde ein erfahrener Alphirt im Safiental, durch das wir Ende des Monats kommen werden, von zwei Mutterkühen angegriffen. Sie drückten ihn zu Boden und trampelten auf ihm herum. Ehe der Hund des Hirten die Kühe wegtreiben konnte, war das Bein des Mannes vom Knöchel an zertrümmert, ein Schulterblatt und sämtliche Rippen gebrochen, die Lungen und das Brustbein gerissen. Er konnte gerade noch so viel Luft holen, um den Namen des Flurstücks, auf dem er sich befand, in sein Mobiltelefon zu sprechen. Nach drei Stunden fand ihn die Rettungsflugwacht. Er lag neben seinem treuen Hund, und im dicken Nebel ringsum brüllten die aufgebrachten Kühe.

Der Unfall war einer von vielen Unfällen mit Mutterkühen in Graubünden. Seit Jahren debattieren Hirten, Bauern und Fachleute des Kantons darüber, wie sie verhindert werden können. Zunächst ging es darum, welche Fehler die Hirten machen. Ringen sie um das Vertrauen der Tiere? Lassen sie die frisch gekalbt Kühe in Ruhe und beobachten sie sie nur mit dem Feldstecher aus der Ferne? Haben sie die Papiere gründlich gelesen, auf denen der Bauer das Befinden und den Charakter jeder seiner Kühe beschreibt? Den Bauern wiederum wird vorgeworfen, dass sie sich im Winter im Stall nicht genug darum bemühen, die vernachlässigte Beziehung zur Kuh wieder zu intensivieren. Dass sie, anstatt die Tiere zu

striegeln, zu kraulen und an der Schwanzkuppe zu kratzen, ihren Nebenjobs nachgehen.

Es gibt Möglichkeiten, hier und da etwas besser zu machen, und es gibt die Realität. In der Realität ist genau das Fleisch jener Rinderrasse, die auf der Alp am häufigsten aggressiv auffällt, auf dem Markt das beliebteste. In der Realität geht es um Höchstpreise und Absatztermine. Um «Bio Beef». Um möglichst viele Tiere mit möglichst wenig Aufwand, um den Produktionsfaktor Kuh, mit dem die Bauern längst nicht mehr so viel Gewinn machen wie früher. Sie verdienen nicht einmal genug Geld, um von der Alpwirtschaft leben zu können. In der Realität bekommen Schweizer Bergbauern finanzielle Unterstützung vom Bund. Die Direktzahlungen richten sich nach der Anzahl der Tiere, die jedes Jahr Anfang Mai gezählt werden. Wer am Zähltag pro Kuh auch ein Kalb auf den Berg schickt, bekommt mehr Geld. Um das zu schaffen, müssen die Jungtiere im Juli oder August des Vorjahres auf der Alp geboren werden. Auf unwegsamem Terrain sind die abkalbenden Kühe mit dem Hirten allein. Sie ziehen sich von der Herde zurück und lassen sich auch unter starken Schmerzen nicht anfassen, selbst wenn sie die Geburt allein nicht zustande bringen. Mitunter holen die Hirten Kälber aus einem Tobel oder unter Büschen hervor, weil die Mutterkühe, die sie dort zur Welt gebracht haben, nicht mehr an sie herankommen. Sind zwanzig Mutterkühe in